

dtv

Breslau, Mai 1933. Im Salonwagen des Zuges Berlin–Breslau wird die siebzehnjährige Baroness Marietta von der Malten zusammen mit ihrer Gouvernante tot aufgefunden. Die Umstände sind höchst mysteriös – denn auf der Stofftapete des Abteils prangt eine verschlüsselte Botschaft, mit Blut geschrieben, und über den Boden kriechen Skorpione. Sind die Frauen womöglich einem Ritualmord zum Opfer gefallen? Bei seiner gefährlichen Jagd nach dem Mörder gerät Kriminalinspektor Eberhard Mock in die obskursten Kreise der Odermetropole . . .

»Krajewskis Romane spiegeln die grauenhafte Jetztzeit des Erzählens gern und gekonnt an Gräueln früherer Epochen und Literaturen. Seine brutalen Geschichten um den reichlich unsympathischen Kriminalrat und späteren Abwehroffizier Mock bedienen sich ausgiebig bei Homer, Ovid und Horaz.« (Die Welt)

Marek Krajewski, 1966 geboren, ist Altphilologe und war Dozent an der Universität Wrocław. Seine höchst erfolgreichen Krimis mit dem Antihelden Eberhard Mock wurden in Polen mit dem »Paszport Polityki«-Preis und als »Krimi des Jahres« ausgezeichnet und in Deutschland auf die Krimi-Welt-Bestenliste gewählt.

Marek Krajewski

Tod in Breslau

Kriminalroman

Aus dem Polnischen
von Doreen Daume

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marek Krajewski
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Der Kalenderblattmörder (dtv 21092; spielt 1927)
Gespenster in Breslau (dtv 21150; spielt 1919)
Festung Breslau (dtv 21182; spielt 1945)
Pest in Breslau (dtv 24727; spielt 1923)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2009
3. Auflage 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2003 Wydawnictwo Dolnośląskie Co. Ltd.
Titel der polnischen Originalausgabe:
»Śmierć w Breslau«
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Mit freundlicher Genehmigung von
Wydawnictwo W. A. B., Warschau
Deutsche Erstveröffentlichung: München 2002
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Les coulisses« (2002) von Juarez Machado
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Bembo 10,25/11,75
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21181-9

*Entdeckt hat gegen deinen Willen dich
Die alles sehende Zeit: sie richtet
Den in unehlicher Ehe lang
Zeugenden und Gezeugten! –*

Sophokles, ›König Ödipus‹

I

*Dresden, Montag, den 17. Juli 1950,
fünf Uhr nachmittags*

Die Julihitze war unerträglich. Ernst Bennert, Oberarzt des Psychiatrischen Krankenhauses, strich sich mit der Hand über den großen kahlen Schädel und betrachtete sie dann aufmerksam, als wolle er darin lesen. Der Handballen war schweißverklebt, und auch in der Lebenslinie glitzerten kleine Tröpfchen.

Zwei Fliegen tranken gierig von der süßen Spur, die Bennerts Teeglas auf der Wachstuchdecke hinterlassen hatte. Durch das Fenster seines Arbeitszimmers fiel erbarmungslos das Licht der untergehenden Sonne.

Doch die Hitze schien dem zweiten im Raum befindlichen Mann nichts auszumachen. Fast schien er es zu genießen, sein pausbäckiges Gesicht mit dem Schnurrbart und dem spießenden Bartschatten der Sonne entgegenzuhalten. Sein pechschwarzes Haar glänzte im Licht. Mit der Hand, deren Rücken einen tätowierten Skorpion zeigte, fuhr er sich über die Wange. Dabei sah er Bennert an. Sein Blick, der im Sonnenschein müde wirkte, wurde plötzlich hellwach.

»Wir wissen es beide, Herr Doktor«, sagte er mit deutlich fremdländischem Akzent, »dass Sie der Behörde, die ich veretrete, nichts abschlagen können.« Bennert wusste es. Er blickte durch das Fenster, und anstelle des einst prachtvollen, heute jedoch heruntergekommenen Bürgerhauses an der Straßenecke sah er eine zu Eis erstarrte sibirische Landschaft, zugefrorene Flüsse, Schneemassen, aus denen menschliche

Gliedmaßen ragten. Er sah einen Schuppen, in dem sich Skelette in abgerissenen Uniformen vor einem winzigen eisernen Ofen mit einem schwach glimmenden Feuer drängten. Eine der Gestalten hatte große Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Chefarzt der Klinik, Doktor Steinbrunn, der sich vor einem halben Jahr geweigert hatte, der Stasi einen Patienten zum Verhör zu übergeben.

Bennert rieb sich die Augen. Er stand auf, beugte sich aus dem Fenster und genoss kurz den vertrauten Anblick. Unten schimpfte eine junge Mutter mit ihrem ungehorsamen Kind, ein mit Ziegeln beladener Lastwagen rumpelte durch die Straße.

»So ist es, Major Mahmadow. Ich werde Sie persönlich auf die Station begleiten, und Sie werden ihn verhören. Niemand wird Sie sehen.«

»Genauso habe ich es mir vorgestellt. Also dann, auf Wiedersehen um Mitternacht.«

Mahmadow zupfte sich einen Rest Tabak aus dem Schnurrbart, erhob sich und strich seine Hosen glatt. Als er nach der Türklinke griff, hörte er hinter sich ein lautes Klatschen. Jäh drehte er sich um. Bennert lächelte verschmitzt, die zusammengerollte Ausgabe des ›Neuen Deutschland‹ in den Händen. Zwei Fliegen lagen zerquetscht auf dem Wachs-tuch.

*Dresden, Montag, den 17. Juli 1950,
Mitternacht*

Der Patient Herbert Anwaldt hatte es nur seiner Phantasie zu verdanken, dass er das »Folterhaus«, wie er die Dresdener Klinik für Psychiatrie an der Marienallee nannte, schon fünf Jahre lang überlebt hatte. Mithilfe dieser Phantasie geschahen wunderbare Transformationen: Die Tritte und Schläge

der Pfleger verwandelten sich in zarte Liebkosungen, der Fäkaliengestank in Frühlingsdüfte, das Brüllen der Kranken in Barockkantaten und die abblätternde Ölfarbe an den Wänden in Fresken von Giotto. Seine Gedanken gehorchten ihm. Nach jahrelanger Übung hatte er sie so sehr in seiner Gewalt, dass er sogar eines vollkommen hatte unterdrücken können, was ihm das Überleben in Gefangenschaft unmöglich gemacht hätte: das Verlangen nach einem weiblichen Körper. Er musste nicht mehr wie der Weise aus dem Alten Testament »das Feuer in seinen Lenden ersticken« – denn diese Flamme war längst schon erloschen. Nur in einem Punkt versagte ihm seine Phantasie den Dienst: dann, wenn er sah, wie im Saal kleine flinke Insekten über den Boden huschten. Ihre bräunlich gelben Panzer, die in den Spalten des Parkettbodens aufblitzten, die zittrigen Fühler, die hinter dem Waschbecken hervorstanden, einzelne Prachtexemplare, die über seine Decke krabbelten: hier ein trächtiges Weibchen, das einen blassen Kokon hinter sich herschleifte, da ein stattliches Männchen, das sich auf den Hinterbeinen aufrichtete, dort ein hilfloses Junges, das sich fortwährend um sich selbst drehte – derlei Anblicke bewirkten, dass die Neurosen in Anwaldts Gehirn von elektrischen Entladungen gebeutelt wurden. Dann krümmte er sich gequält zusammen, und es kam ihm vor, als ob sich die Fühler in seine Haut bohrten und ihn tausende von Beinchen kitzelten. Nicht selten löste das einen Tobsuchtsanfall bei ihm aus, und er wurde für die anderen Patienten gefährlich – besonders seit er einmal bemerkt hatte, dass einige von ihnen die Tierchen mit Streichholzschachteln einfingen und sie ihm ins Bett setzten. Einziger Geruch von Insektenvertilgungsmittel konnte seine Nerven wieder beruhigen. Das Problem hätte nur gelöst werden können, indem er in eine andere Stadt und damit in ein anderes, weniger kakerlakenverseuchtes Spital verlegt worden wäre. Doch dazu hätte man unvorhersehbare bürokratische Hindernisse überwinden müssen, und bisher hatte noch

jeder Chefarzt den Plan resigniert wieder aufgegeben. Dr. Bennert hatte sich darauf beschränkt, dem Patienten ein Einzelzimmer zuzuweisen, in dem etwas öfter Insektengift gesprüht wurde. In den Phasen zwischen seinen Wahnvorstellungen verhielt sich der Patient Anwaldt ruhig und widmete sich dem Studium semitischer Sprachen.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn der Pfleger Jürgen Knopp auch heute während seines Rundgangs an. Obwohl ihm Oberarzt Bennert unerwartet dienstfrei gegeben hatte, wollte Knopp das Spital nicht verlassen. Er schloss die Tür zu Anwaldts Zimmer und ging auf eine andere Station im Nachbargebäude. Dort setzte er sich mit seinen beiden Kollegen Frank und Vogl an einen kleinen Tisch und begann Karten zu mischen. Skat war die Leidenschaft des ganzen Personals. Knopp sagte Pik an und spielte gleich den Kreuzbuben aus, um sich die Trümpfe zu sichern. Gerade als er seinen Stich einstreichen wollte, ließ sich ein fast unmenschliches Gebrüll vernehmen, das über den ganzen dunklen Hof bis zu ihnen drang.

»Sieh mal einer an, was haben wir denn da für einen Brüllaffen?«, dachte Vogl laut.

»Das ist Anwaldt. Gerade ist das Licht bei ihm angegangen.« Knopp lachte. »Wahrscheinlich hat er wieder eine Kakerlake gesehen.«

Knopp hatte nur teilweise Recht. Es war zwar wirklich Anwaldt, der geschrien hatte – allerdings nicht wegen einer Kakerlake. Über den Boden seines Krankenzimmers waren soeben – während sie merkwürdig mit ihren langen Schwänzen zuckten – vier ausgewachsene schwarze Wüstenskorpione spaziert.

*Breslau, Samstag, den 13. Mai 1933,
ein Uhr nachts*

Madame le Goef, eine Ungarin, die diesen französischen Namen nur angenommen hatte, wusste genau, was zu tun war, um in Breslau an Kundschaft zu kommen. Sie gab keinen Pfennig für Annoncen in der Presse oder sonstige Reklame aus, sondern wählte den direkten Weg, vertraute auf ihre untrügliche Intuition und schrieb sich aus dem Breslauer Telefonbuch etwa hundert Namen samt Adressen heraus. Dann legte sie einer ihrer Luxusprostituierten, die nur in besten Kreisen verkehrte, die Liste vor, um sicherzugehen, dass es sich bei ihrer Wahl ausschließlich um sehr begüterte Männer handelte. Daneben hatte Madame noch eine Liste mit Ärzten und Professoren der Breslauer Universität und der Technischen Hochschule angelegt. Ihnen allen hatte sie in unauffälligen Kuverts diskrete Briefe geschickt – mit dem Hinweis auf die Eröffnung eines neuen Clubs, in dem auch der anspruchsvollste Herr seine Wünsche befriedigen könne. Eine weitere Reihe von Schreiben hatte sie an Herrenclubs, Dampfbäder und Varietés geschickt. Die mit üppigem Trinkgeld bestochenen Garderobieren und Portiers schmuggelten den Gästen seitdem duftende Kärtchen in die Manteltaschen, auf denen die Zeichnung einer appetitlichen Venus zu sehen war – in schwarzen Strümpfen und mit einem Zylinder in der Hand.

Trotz einiger hell empörter Presseberichte und zweier laufender Gerichtsverfahren erlangte der Club von Madame le Goef bald Berühmtheit. Dreißig Mädchen und zwei junge Männer standen den Kunden mit all ihren Reizen für die verschiedensten Dienste zur Verfügung.

Im Salon ließ man es auch an künstlerischen Auftritten nicht fehlen. Die »Artistinnen« rekrutierten sich aus dem saloneigenen Personal, oder es gab – was häufiger vorkam – fürstlich honorierte Gastspiele der Tänzerinnen des Kaba-

retts »Imperial« oder eines kleineren Revuetheaters. Zwei Abende pro Woche wurden in orientalischem Stil abgehalten (wobei einige »Ägypterinnen«, die sonst im Kabarett auftraten, sich nicht nur auf den Bauchtanz beschränkten), es gab zwei Abende im »klassischen Stil« (Bacchanalien), an einem Tag ging es auf rustikale deutsche Art zu (Heidi in Spitzenhöschen), und an einem Abend herrschte geschlossene Gesellschaft – dieser Tag war besonderen Gästen und ihren diskreten Rendezvous vorbehalten. Montags blieb der Club geschlossen. Bald wurden Reservierungen telefonisch entgegengenommen, und das kleine preußische Palais mit dem Spitznamen »Loheschlösschen« in dem Breslauer Vorort Opperau war schnell stadtbekannt. Die angefallenen Kosten waren rasch wieder wettgemacht, umso mehr, als Madame nicht die einzige Investorin war. Den Löwenanteil der Ausgaben hatte das Breslauer Polizeipräsidium übernommen – wobei die Rückzahlungen an diese Behörde nicht nur finanzieller Art waren. So waren also alle zufrieden, besonders die Kundschaft, einerlei ob sie nur sporadisch oder regelmäßig im Club verkehrte. Doch immer mehr wurden zu Stammkunden. Denn wo sonst hätte Otto Andreae, Professor der Orientalistik – im Turban, bewaffnet mit einem Krummdolch –, seiner wehrlosen Houri nachjagen können, um sie auf einem Berg von scharlachroten Kissen in Besitz zu nehmen, wo sonst hätte der Direktor des Städtischen Theaters seinen fetten Rücken den süßen Misshandlungen einer schlanken Amazone in Reitstiefeln darbieten können?

Madame kannte die Wünsche der Männer und war glücklich, wenn sie ihnen entgegenkommen konnte. Und die größte Freude hatte ihr vor einiger Zeit der Rat Eberhard Mock gemacht, stellvertretender Chef der Kriminalabteilung des Polizeipräsidiums, als sie ihm zwei schachspielende Mädchen besorgen konnte. Madame hatte eine besondere Sympathie für den leicht untersetzten Mock mit seinem dichten und gewellten brünetten Haar. Er vergaß nie, Blumen für

Madame mitzubringen, und er hatte auch für die Mädchen, die ihn gerne bedienten, immer kleine Aufmerksamkeiten dabei. Er war beherrscht und schweigsam, liebte Scharaden, Bridge, Schach und dralle Blondinen. Diesen Leidenschaften konnte er bei Madame le Goef hemmungslos nachgehen. Jeden Freitag um Mitternacht fand er sich ein, er kam durch die Hintertür, schenkte den künstlerischen Darbietungen nicht die geringste Beachtung und begab sich geradewegs in sein Lieblingszimmer, wo seine beiden Odaliskinnen schon auf ihn warteten. Er ließ sich von ihnen in einen seidenen Schlafrock hüllen, mit Kaviar füttern und mit Rheinwein verwöhnen.

Mock saß bewegungslos da, nur seine Hände wanderten über die alabasterne Haut der Sklavinnen. Nach dem Mahl setzte er sich mit einer von ihnen zum Schachspiel. Währenddessen kroch die zweite unter den Tisch, um dort zu tun, was angeblich bereits bei den prähistorischen Völkern eine wohl bekannte Praktik war. Das Mädchen, das mit dem Rat Schach spielte, wusste, dass jedem von Mocks gelungenen Zügen eine bestimmte erotische Stellung zugeordnet war. Wenn sie also einen Bauern oder eine andere Figur an Mock verlor, erhob er sich vom Tisch und ließ sich mit seiner Partnerin auf dem Sofa nieder, wo er sich mit ihr für eine Weile in der jeweiligen Stellung vergnügte.

Gemäß der selbst auferlegten Gesetze war es Mock jedoch nicht erlaubt, seine Begierden zu befriedigen, wenn ihn eine seiner Partnerinnen schachmatt gesetzt hatte. Das war ihm bereits einmal passiert, damals war er wortlos aufgestanden, hatte jedem der Mädchen eine Blume geschenkt und war gegangen – seinen Ärger und seine Frustration hatte er hinter einem lebenswürdigen Lächeln versteckt. Seitdem erlaubte er sich keinen Konzentrationsfehler mehr über dem Schachbrett.

Wieder einmal war ein langes Spiel vorbei, Mock ruhte ein wenig auf dem Sofa und las den Mädchen aus seinen Ab-

handlungen über menschliche Charaktere vor. Das war seine dritte Passion, die er nur in seinem Lieblingsclub mit anderen teilte. Der Kriminalrat und Liebhaber der Literatur der Antike überraschte seine Dienerinnen mit langen lateinischen Zitaten. Er war ein wenig neidisch auf Nepos und Theophrast und konstruierte daher seine eigenen Charakteristiken von Personen, mit denen er Umgang pflegte – wobei er durchaus literarische Ansprüche an sich selbst stellte. Als Grundlage hierfür dienten ihm sowohl seine eigenen Beobachtungen als auch die Polizeiakten. Etwa einmal im Monat ersann er einen neuen Charakter, und die bereits bestehenden vervollständigte er zudem ständig mit immer neuen Fakten. All dies verursachte beim Vorlesen ein großes Durcheinander in den Köpfchen der müden Mädchen. Sie saßen zu seinen Füßen, blickten in seine runden Augen, und auch wenn sie nicht richtig zuhörten, fühlten sie, wie in ihrem Kunden eine Welle des Glücks aufstieg.

In der Tat war Mock glücklich, und wenn er gegen drei Uhr morgens das Haus verließ, gab er den Mädchen immer noch ein paar kleine Geschenke und dem verschlafenen Portier ein Trinkgeld. Seine Zufriedenheit bemerkte sogar der Fiaker, der ihn durch die nächtlich stille Gräbschener Straße zu einem stattlichen Bürgerhaus auf dem Rehdigerplatz kutscherte, wo der Kriminalrat sich an der Seite seiner Frau schlafen legte. Nur noch das Ticken der Uhr und die Rufe des Milchmanns und des Fuhrmanns waren zu vernehmen.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1933 war es Eberhard Mock leider nicht vergönnt, in den Armen von Madame le Goefs Mädchen glücklich zu sein. Er hatte sich gerade in eine interessante sizilianische Eröffnung vertieft, als Madame diskret an die Tür klopfte.

Nach einem Moment klopfte sie noch einmal. Mock seufzte, band seinen Schlafrock zu, stand auf und öffnete die Tür. Sein Gesicht verriet nichts, doch Madame konnte ahnen,

was in ihm vorging, wenn jemand seinen exquisiten erotischen Schach-Contredanse störte.

»Lieber Herr Rat . . .« Die Besitzerin des Clubs verzichtete auf sämtliche Entschuldigungen, die, wie sie wusste, in diesem Fall sinnlos gewesen wären. »Ihr Assistent ist unten.«

Mock dankte höflich, zog sich rasch an, wobei ihm die Mädchen behilflich waren (eine reichte ihm die Krawatte, während die andere ihm Hose und Hemd zuknöpfte), nahm aus seiner Aktentasche zwei kleine Bonbonnieren und verabschiedete sich von den untröstlichen Schachspielerinnen. Er warf Madame noch ein kurzes »Gute Nacht!« zu und lief die Treppe hinunter, wo er auf seinen Assistenten Max Forstner stieß, der in der Halle nahe einer Kristalllampe stand, die warnend klirrte.

»Baronesse Marietta von der Malten ist vergewaltigt und ermordet worden«, stieß Forstner hervor.

Mock lief hinaus auf den Vorplatz, stieg in seinen schwarzen Adler, warf die Tür ein wenig zu heftig zu und zündete sich eine Zigarette an. Forstner setzte sich dienstefrig hinter das Steuer und ließ den Motor an. Sie fuhren schweigend. Als sie in die Lohestraße einbogen, kam Mock endlich zu sich.

»Wie haben Sie mich hier gefunden?«, fragte er und blickte auf die Mauer des städtischen Friedhofs, die rechts an ihnen vorbeizog. Vor dem dunklen Hintergrund des Himmels zeichnete sich deutlich das dreieckige Dach des Krematoriums ab.

»Direktor Mühlhaus hat es mir geflüstert.« Forstner zuckte mit den Schultern, als wolle er sagen: »Schließlich wissen doch alle, wo Mock freitags anzutreffen ist.«

»Unterlassen Sie diese Gesten, Forstner!« Mock sah ihn scharf an. »Sie sind immer noch mein Assistent.«

Das sollte drohend klingen, aber es machte auf Forstner nicht den geringsten Eindruck. Mock ließ Forstners breites Gesicht nicht aus den Augen (*du kleine, fette, rothaarige Ka-*

naille!), und wieder einmal wusste man nicht, wer, gegen alle Vernunft, entschieden hatte, diesem unverschämten Untergebenen eine solche Position zu verschaffen. Es war nicht leicht gewesen, als Forstner zusammen mit der Riege des neuen Polizeipräsidenten und fanatischen Nazis, SA-Obergruppenführer Edmund Heines, in der Kriminalabteilung aufgenommen wurde. Mock hatte in Erfahrung gebracht, dass sein Assistent nicht nur ein Protegé von Heines war, sondern dass Forstner auch noch mit seinen guten Beziehungen zum neuen schlesischen Gauleiter Helmuth Brückner prahlte, den die Nazis erst nach den gewonnenen Reichstagswahlen eingesetzt hatten. Aber Mock arbeitete bereits fast ein Vierteljahrhundert bei der Polizei, und er wusste, dass man jeden kaltstellen konnte. Solange er am Ruder und der alte Freimaurer und Liberale Heinrich Mühlhaus Chef der Kriminalabteilung war, brauchte er Forstner in wichtigen Angelegenheiten einfach nicht einzusetzen und konnte ihn stattdessen zur Registrierung der Prostituierten vor dem Hotel Savoy am Tauentzienplatz abkommandieren, oder zur Ausweiskontrolle der Homosexuellen unter dem Kaiserin-Augusta-Denkmal auf der Promenade vor der Akademie der Schönen Künste. Am meisten ärgerte es Mock, dass er keine einzige Schwäche von Forstner kannte – in seinen Akten war nicht der geringste dunkle Fleck zu finden. Und aus seiner täglichen Beobachtung konnte er nur eines schließen, das auf die Kurzformel »bornierter Pedant« gebracht werden konnte. Zwar hatte die enge Beziehung zu Heines, von dem allgemein bekannt war, dass er eine Neigung zur Päderastie besaß, in Mock einen vagen Verdacht aufkommen lassen, der allerdings noch keine ausreichende Handhabe gab, um sich diesen Gestapo-Spitzel gefügig zu machen.

Sie kamen am Sonnenplatz an. Die Stadt pulsierte vor Leben. In der Straßenbiegung kreischte die Trambahn, mit der die Arbeiter zur zweiten Schicht in die Fabriken von Linke, Hofmann und Lauchhammer führen, das Licht der

Gaslaternen flackerte. Sie bogen nach rechts in die Gartenstraße ein: Vor der Markthalle drängten sich die Fuhrwerke mit ihren Kartoffel- und Kohllieferungen, der Wächter des großen Jugendstilgebäudes an der Ecke Theaterstraße reparierte schimpfend die Lampe über dem Eingang, und zwei betrunkene Burschenschaftler hatten nichts Besseres zu tun, als ein paar Prostituierte anzupöbeln, die mit ihren Schirmen vor dem Konzerthaus auf und ab defilierten. Sie passierten den Autosalon Kotschenreuther und Waldschmidt, den schlesischen Landtag und einige Hotels. Vom nächtlichen Himmel fiel feiner Sprühregen.

Der Wagen hielt auf der Rückseite des Hauptbahnhofs, an den Teichäckern gegenüber der öffentlichen Badeanstalt. Sie stiegen aus. Sofort waren ihre Mäntel und Hüte mit Feuchtigkeit überzogen, der Nieselregen setzte sich auf Mocks dunkle Bartstoppeln und auf die glatt rasierten Wangen Forstners. Sie stolperten über die Schienen, um auf das Nebengleis zu gelangen, wo bereits eine Gruppe Eisenbahner und uniformierter Polizisten stand und aufgebracht diskutierte. Genau in dem Moment traf auch der Polizeifotograf Helmut Ehlers ein, weithin an seinem charakteristischen Hinken erkennbar.

Ein älterer Polizist mit einer Öllampe in der Hand kam auf Mock zu, auch er war zu dem Ort des makabren Verbrechens abkommandiert worden.

»Kriminalwachtmeister Emil Koblichke, melde gehorsamst.« Er stellte sich wie gewohnt vor – völlig unnötigerweise, denn Mock kannte seine Untergebenen gut. Koblichke hielt die Hand über seine Zigarette und blickte Mock aufmerksam an.

»Wenn Sie und ich zusammentreffen, ist immer etwas Schlimmes geschehen.« Er wies mit dem Blick in Richtung des Salonwagens mit dem Schild *Berlin–Breslau*. »Und das hier sieht sehr schlimm aus.«

Im Gang des Waggons umringten die drei vorsichtig die

Leiche eines Eisenbahners. Sein aufgedunsenes Gesicht war zu einer Maske des Schmerzes erstarrt. Blutspuren waren keine zu sehen. Koblischke packte den Leichnam am Kragen und setzte ihn auf, der Kopf des Eisenbahners fiel zur Seite. Als der Polizist den Uniformkragen losließ, beugten sich Mock und Forstner hinunter.

»Komm näher mit der Lampe, Emil, man kann ja nichts sehen«, befahl Mock.

Koblischke stellte die Lampe auf den Boden und drehte den Leichnam auf den Bauch. Er zog einen Arm aus Uniform und Hemd und riss die Kleidung des Toten herunter, sodass Rücken und Schultern bloßlagen. Er hielt das Licht näher. Auf Nacken und Schulterblatt konnte man einige rote Flecken und eine bläuliche Schwellung erkennen. Zwischen den Schulterblättern des Eisenbahners lagen drei zerquetschte Skorpione.

»Können denn drei solche Insekten einen Menschen töten?« Forstner bewies zum ersten Mal seine Ignoranz.

»Das sind keine Insekten, sondern Spinnentiere.« Mock bemühte sich nicht, den verächtlichen Ton in seiner Stimme zu unterdrücken. »Außerdem sollte man erst die Ergebnisse der Autopsie abwarten.«

Wenn die Polizisten im Falle des Eisenbahners noch Zweifel hatten, so war die Todesursache der beiden Frauen, die im Salon aufgefunden worden waren, mehr als offensichtlich.

Mock ertappte sich oft dabei, dass nach einer tragischen Nachricht zuallererst ganz gewissenlose Gedanken auf ihn einstürzten und dass ein erschütternder Anblick ihn – amüsierte. Als seine Mutter in Waldenburg gestorben war, war ihm als Erstes die absurde Frage durch den Kopf geschossen: Was sollte man nun mit dem alten riesengroßen Sofa tun, das weder durch die Tür noch durch das Fenster passte? Und beim Anblick der mageren, bleichen Waden eines wahnsinnigen Bettlers, der einen kleinen Hund vor dem ehemaligen

Polizeipräsidium an der Schuhbrücke 49 zu Tode gequält hatte, war er in albernes Gelächter ausgebrochen. So war es auch jetzt: Als Forstner in einer Blutlache auf dem Boden des Salonabteils ausrutschte, prustete Mock los. Diese Reaktion des Kriminalrates kam für Koblischke völlig unerwartet. Er hatte in seinem Leben schon viel gesehen, doch der Anblick im Salon stellte alles bisher Erlebte in den Schatten – Koblischke wurde von einem nervösen Schaudern geschüttelt. Forstner verließ eilig den Waggon, und Mock begann mit seiner Inspektion.

Die siebzehnjährige Marietta von der Malten lag, von der Taille abwärts entblößt, auf dem Boden. Ihr dichtes, aufgelöstes, aschblondes Haar war blutdurchtränkt wie ein Schwamm. Das Gesicht war in einer Weise verzerrt, als sei es mitten in einem heftigen Anfall plötzlich von einer Lähmung ergriffen worden. Aus ihrem aufgeschnittenen Leib quollen die Gedärme heraus. Auch der Magen war aufgerissen, man konnte in ihm noch Reste von halb verdauter Nahrung erkennen. Mock hatte kurz den Eindruck, als bewege sich etwas in der Bauchhöhle. Er überwand seinen Ekel und beugte sich tiefer über den Körper des Mädchens. Der Gestank war unerträglich. Mock schluckte. Mitten in Blut und Schleim krabbelte ein kleiner flinker Skorpion.

Forstner erbrach sich heftig in der Toilette. Koblischke machte einen erschrockenen Satz zur Seite, da etwas unter seiner Sohle geknirscht hatte.

»Scheiße, da sind noch mehr davon!«, schrie er.

Sie durchsuchten alle Ecken des Abteils genau und fanden noch drei weitere Skorpione, die sie sofort erschlugen. »Ein Glück, dass keins von den Viechern jemanden von uns erwischt hat!«, keuchte Koblischke. »Sonst würden wir jetzt so wie der da auf dem Gang liegen!«

Als sie sicher waren, dass sich kein Skorpion mehr im Waggon befand, untersuchten sie das zweite Opfer, Fräulein Françoise Debroux, die Gouvernante der Baronesse. Die

etwas über vierzig Jahre alte Frau lag über der Armlehne eines Sofas. Zerrissene Strümpfe, Krampfadern auf den Waden, das schlichte Kleid mit dem weißen Kragen bis zu den Achseln hinaufgeschlagen, das schütterere Haar, gewöhnlich zu einem altmodischen Dutt zusammengebunden, aufgelöst. Ihre Zähne hatten sich in die geschwollene Zunge verbissen, um ihren Hals hing eine abgerissene Vorhangschnur, mit der sie stranguliert worden war. Mock blickte angewidert auf die Leiche. Zu seiner Erleichterung war wenigstens nirgends mehr ein Skorpion zu sehen.

»Und am eigenartigsten ist das da.« Koblischke zeigte auf die Wand des Abteils, die mit einem in verschiedenen Blautönen gestreiften Stoff tapeziert war. Zwischen den beiden Fenstern konnte man etwas wie eine Schrift erkennen. Es waren zwei Zeilen mit sonderbaren Zeichen. Mock sah genauer hin. Er schluckte noch einmal.

»Ja, ja . . .« Koblischke hatte ihn gleich verstanden. »Jemand hat das mit Blut geschrieben.«

Mock gab dem diensteifrigen Forstner zu verstehen, dass er nicht nach Hause chauffiert werden wolle. Stattdessen ging er langsam zu Fuß, den Mantel ließ er aufgeknöpft. Schwer fühlte er die Last seiner fünfzig Jahre. Nach einer halben Stunde befand er sich wieder in vertrauter Umgebung. Er blieb vor einem Haustor in der Opitzstraße stehen und sah auf die Uhr. Es war vier. Um diese Zeit kam er gewöhnlich von seinen freitäglichen »Schachpartien« zurück. Doch noch nie war er so erschöpft heimgekehrt wie heute.

Als er sich neben seine Frau legte, lauschte er noch dem Ticken der Uhr. Bevor er einschlief, kam ihm eine Szene aus seiner Jugend in Erinnerung. Als zwanzigjähriger Student war er bei entfernten Verwandten zu Gast auf deren Anwesen bei Trebnitz gewesen. Damals hatte er ein bisschen mit der Frau des Statthalters des Vorwerks geflirtet. Und nach vielen vergeblichen Versuchen hatte er sie dazu überredet, sich mit